

Verschiedenes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungsblatt / Keramik-Freunde der Schweiz = Revue des Amis Suisses de la Céramique = Rivista degli Amici Svizzeri della Ceramica**

Band (Jahr): - **(1967)**

Heft 72

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von Hans Kraut in die Schweiz ausgestrahlt hat, ist in Anbetracht der geringen Kenntnis, die wir bis heute von schweizerischer Renaissancekeramik haben, vorläufig wohl noch verfrüht zu sagen. Einen Baustein zur Schliessung dieser grossen Lücke liefert Strauss in seinem verdienstvollen Aufsatz: *«Eine bedeutende Kachelwerkstätte in Stein am Rhein»*. Auf die vielen Fragen näher einzutreten, die durch diese Arbeit aufgeworfen werden, würde den Rahmen dieser Besprechung weit sprengen. Der Schreibende gedenkt

bei anderer Gelegenheit ausführlich auf diesen Beitrag zurückzukommen.

Die Aufsätze dieses Buches setzen willkommene Punkte ins weitmaschige Koordinatennetz der mitteleuropäischen Kachelproduktion im 15./16. Jahrhundert. Auf das Setzen weiterer Akzente, wie es der Autor durch die Ankündigung eines zweiten Sammelbandes zu tun verspricht, dürfen wir gespannt sein.

Verschiedenes

Christies of Geneva

Das berühmte Auktionshaus Christie's of London eröffnete am 1. März ein Schwesterunternehmen in Genf. Das neue Geschäft an der Rue du Marché 16 heisst «Christie, Manson and Woods, International». Die Tageszeitung «Die Tat», Zürich, hat am 1. März folgenden Artikel über die bewegte Geschichte des Londoner Stammhauses veröffentlicht:

Im Widerspruch zu den Wünschen seiner Eltern quittierte der Offiziersaspirant zur See, *James Christie*, im Alter von 25 Jahren seine Marinelaufbahn, um zu einer Landratte zu werden. Der junge Mann, der schon stets ein Interesse an künstlerisch schönen Dingen hatte, erwählte den Beruf eines Auktionators und machte sich in diesem Beruf selbständig. Die Geschichte verrät nicht, ob er sich das erforderliche Kapital zur Begründung eines eigenen Unternehmens mit Geschäftsräumen in der Londoner *Pall Mall* selbst verdient hatte oder ob er die finanzielle Hilfe seiner Familie in Anspruch zu nehmen hatte. Dafür bestehen aber keine Zweifel, dass er *vor nunmehr genau 200 Jahren seine erste Versteigerung abhielt, die einen Umsatz von 174 Pfund, 16 Schillingen und 6 Pence erbrachte und ihm selbst einen Verdienst von 13 Pfund und einem Penny.*

Die Ankündigung zu seiner ersten Auktion lautete, dass Hausratsmobiliar, Juwelen, Feuerwaffen, Porzellan und Madeirawein, das Eigentum einer noblen Persönlichkeit, versteigert würde.

Das Geschäft liess sich gut an. Nicht nur zufällige Strassenpassanten, sondern auch der Adel und das Bürgertum nahmen an diesen Auktionen teil. Starb ein wohlhabender Bürger, der keine direkten Erben hinterliess, wandten sich die Testamentsvollstrecker an James Christie, damit dieser die Hauseinrichtung der Verstorbenen unter den Hammer brachte. Bereits wenige Jahre später hatte der junge Auktio-

nator genügend Geld verdient, um in ein eigenes Haus in der King Street im Mayfair zu übersiedeln, in dem sich grosse Ausstellungsräume befanden. Inzwischen waren zwanzig Jahre verstrichen, das, was James Christie einstmal als «Hausrat» bezeichnete, hatte nunmehr den Titel «Objects of Art» erhalten, er verkaufte antike Möbel, Gemälde, kostbaren Schmuck von Schlössern und Herrensitzen und sogar auch aus ausländischem Besitz. Da er seine Auktionen dort abhielt, wo sich die wohlhabendsten Bürger des Landes ihre Häuser gebaut hatten, wurden seine Versteigerungen zu gesellschaftlichen Ereignissen. Einer seiner Nachbarn war der bereits damals bekannte und anerkannte Maler James Gainsborough. Beide Männer schlossen Freundschaft, Gainsborough malte sogar kostenlos den Auktionator, wenn auch unter der Bedingung, dass dieser das Gemälde an gut sichtbarer Stelle in seinem Geschäftslokal zur Aufstellung bringen müsse. Der Maler erhoffte sich nämlich, durch diese Eigenreklame zu lohnenden Aufträgen zu gelangen.

Wie gesagt, das Geschäft liess sich gut an, dann gelang ihm der grosse Sprung. Eines Tages liess sich eine verschleierte Dame bei Mr. Christie anmelden, die ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit unter vier Augen zu sprechen wünschte.

Nachdem die Dame von dem Auktionator empfangen wurde, stellte sie sich vor und sagte, dass sie die Gräfin Marie Jeanne Dubarry sei und sich genötigt sehe, ihren gesamten Schmuck zu verkaufen.

Infolge der Revolution hätten sich ihre wirtschaftlichen Verhältnisse verändert und sie sei auf Bargeld angewiesen. Sie wolle sich von ihrem gesamten Schmuck trennen, da sie sich mit ihm schwerlich noch jemals wieder in Gesellschaft zeigen werde. Die Dubarry hatte ihren Schmuck mitgebracht, Christie prüfte ihn und sagte dann der Gräfin zu, dass er ihn zur Versteigerung annehmen würde. Die Dubarry

überlebte jedoch weder die Auktion ihres Schmuckes, noch konnte sie von dessen Erlös, der 10 000 Pfund (rund 100 000 Franken) ausmachte, Gebrauch machen, denn als sie nach ihrem heimlichen Besuch nach England wieder nach Hause zurückkehrte, wurde sie von einer ihrer Bediensteten denunziert. Das Volksgericht sah ihre Schuld erwiesen und die einstmalige Geliebte Ludwig XV. wurde enthauptet.

James Christie jedoch hielt eine für die damalige Zeit sensationelle Versteigerung und wurde durch sie weltbekannt. So bekannt, dass sich sogar eines Tages Nelson zu einer seiner Versteigerungen bei ihm einfand, um für 300 Guineas ein Gemälde seiner geliebten Emma Hamilton zu erwerben. So bekannt, dass Königin Katharina die Grosse auf ihn aufmerksam wurde und Mittelsmänner beauftragte, für sie bei seinen Auktionen mitzubieten. Nachweisbar traten damit die ersten Kunsthändler und Kommissionsagenten bei James Christie in Erscheinung.

Inzwischen sind nun zwei Jahrhunderte vergangen und das heute von Peter Chance, zehn Direktoren und über 100 Kunstexperten geleitete Unternehmen konnte kürzlich sein 200. Geschäftsjubiläum würdig und zugleich auch wirkungsvoll durch eine rückschauende Ausstellung begehen. Man beschloss, der Welt das Kunstgut zu zeigen, das seit dem Jahre 1766 in diesem Hause verauktioniert wurde.

Es war nahezu unmöglich, diese mehr als faszinierende und einzigartige Ausstellung zu beschreiben, auf der vielleicht ein Zehntel des Kunstgutes zu sehen war, das als weltbekannt angesehen wird und deren Versteigerung Aufsehen erweckte, aber durchaus nicht auch zur gleichen Zeit Rekordpreise erzielte. Immerhin kann man heute recht interessante Vergleiche ziehen.

Die erste Auktion dieses Unternehmens erbrachte, wie gesagt, einen Erlös von rund 174 Pfund.

Als am 19. März 1965 Rembrandts «Titus» und einige weitere Meisterwerke versteigert wurden, betrug der Umsatz an einem einzigen Versteigerungstag 1 186 279 Pfund.

Die Firma Christies hält nicht nur diesen Umsatzrekord, sondern hat auch bisher 102 Gemälde von Rembrandt versteigert, es gibt kein Museum von Bedeutung, in dem sich keine Kunstwerke befinden, die in diesem Hause erworben wurden.

Im Jahre 1964 hatte sich ein in der Stadt Brighton aufhaltender Sommergast bei einem Kunsthändler ein kleines Gemälde gekauft, das zwei musizierende Soldaten zeigte. Das Bild und vor allem dessen Farbkomposition gefielen ihm so sehr, dass er den geforderten Preis von 50 Guineas zahlte. Ein halbes Jahr später liess er das Gemälde vom Direktor für flämische Kunst der Firma Christies prüfen, das Bild wurde als Werk Pieter Breughel des Älteren

erkannt und befindet sich heute in Amerika. Der glückliche Urlauber wurde um 24 150 Guineas wohlhabender.

1952 kam eine Frau von der Insel Wight, die eine silberne Teekanne verkaufen wollte, die seit 70 Jahren von ihrer Familie täglich benutzt wurde. Die Frau erwähnte, dass sie sich jetzt eine moderne Teekanne aus Porzellan zugelegt habe und daher das alte Stück nicht mehr benötige. Aber die Kanne sei sicherlich antik, und daher verlange sie zwanzig Pfund. Christies prüften die Teekanne, man stellte fest, dass sie aus der Werkstatt des Silberschmiedes Ribouleau, eines Hugenotten, stamme und daher ihr Wert beträchtlich sei. Das schöne und fast 250 Jahre alte Stück erzielte einen Preis von 1800 Guineas.

Im Verlauf der letzten Jahre entdeckte man hier 37 Meisterwerke, unter ihnen zwei Rubens, eine aus vergoldeter Bronze, Ormolu in der Fachsprache, hergestellte Uhr aus der Zeit Louis XV., erzielte 28 000 Guineas, nachdem sie bisher für nachweisbar 90 Jahre unerkannt in einer Hutschachtel auf einem Heuboden in Devonshire zugebracht hatte.

1856 wurden für eine Zeichnung von Dürer, die die heilige Familie unter einem Baum darstellt, nur 32 Schillinge geboten, und ein Raphael, «Madonna am Teich», erbrachte im Jahre 1854 sogar nur elf Schillinge. Der heutige Gegenwert von 40 Zigaretten! Für Guido Renis «David und Goliath» musste der amerikanische Industrielle Walter Chrysler im Jahre 1929 nur 28 Guineas bezahlen und Rembrandts berühmte «Studie von Köpfen» erzielte im Jahre 1887 nur 70 Guineas. Als das gleiche Gemälde 1966 abermals verauktioniert wurde, schlug der Hammer erst nach einem Angebot von 4000 Guineas nieder.

Sensationen trugen sich in diesem Hause zu, als im Jahre 1929 ein grosser Teil des russischen Zarenschatzes und die Kronjuwelen unter den Hammer kamen, als die Hinterlassenschaften der Artisten Rossetti, Sir Edwin Landseer und des Augustus John versteigert wurden, als der Haushalt der verstorbenen Prinzessin Royal, der Tante der englischen Königin, aufgelöst wurde. Van Goghs «Mademoiselle Ravout» erzielte 150 000 Guineas und dem Kunsthandel stockte der Atem. Stubbs, der Maler von Pferden, brachte es mit seinem «Goldfinder» auf 72 000 Guineas. Eine «Männerstudie» von Frans Hals wurde sogar innerhalb eines Jahres zweimal verauktioniert. Zuerst im Frühjahr 1965 in Arnheim, wo sie nur zwei Pfund Sterling eintrug, dann im Sommer bei Christies für 70 000 Guineas. Das Logbuch des Captain Cook von seiner ersten und zweiten Reise fand im gleichen Jahr einen neuen Besitzer, der für diese handschriftliche und einmalige Urkunde 53 000 Guineas zahlte.

Man weiss nur zu genau, dass ein erheblicher Anteil des europäischen Kunstbesitzes seinen Weg über den Atlantik

fand, und daher unterhält das Haus Christies auch in New York ein eigenes Auktionshaus und hat für den kontinentalen Handel ein Zweigunternehmen in Genf. Aber das Herz der Firma blieb in London, da sich fast der gesamte Kunsthandel in London konzentriert, und jährliche Umsätze von 50 Millionen Pfund bilden heute keine Ausnahmen mehr.

Christies verdienten natürlich vielfach am Unglück der Menschheit. Zuerst war es die Französische, dann die Russische Revolution, die Millionenwerte nach England brachten.

Dann folgten zwei Weltkriege, die Reiche arm und Arme reich machten, und dann begann der grosse Ausverkauf im eigenen Lande, wenn Erben die ihnen auferlegte Todessteuer nicht aufbringen konnten und gezwungen wurden, sich vom alten Familienbesitz zu trennen. Die Jubiläumsausstellung zeigte daher gleichzeitig eine Art Welt-Wirtschaftsbarometer. Das englische Königshaus, das gleichfalls zu den guten Kunden gehörte, kauft heute nur noch selten, da Königin Elisabeth sparen muss. Die «National Galerie» hat zwar insgesamt im Hause Christies 123 Meisterwerke erworben, beteiligt sich aber heute bei den grossen Auktionen meist nur noch als stiller Beobachter. Der europäische Kontinent, der während der vergangenen zwei Jahrzehnte mehr verkaufte als erwarb, ist heute wieder in der Lage, bestehende Sammlungen zu ergänzen, während man in den Vereinigten Staaten heute schwerer das Geld für teure Meisterwerke findet. Jedoch merkwürdigerweise haben Finanzkrisen in der Welt der Preisgestaltung im Kunsthandel keinen Abbruch getan, und die Preise steigen nach wie vor.

Kenneth Kenton

Neugründung der Porzellanmanufaktur in Höchst

Höchster Porzellan geniesst wegen seiner Seltenheit und künstlerischen Qualität höchsten Rang und Weltruf. Lange vor den «IG Farben» hat die 1746 von dem Mainzer Kurfürsten Johann Friedrich Karl von Ostein konzessionierte Porzellanmanufaktur den Namen der alten kurmainzischen Stadt Höchst in die Welt getragen. Bedeutende Künstler, wie Josef Peter Melchior oder Karl Ries, haben in Höchst gewirkt. Von Melchior allein stammen rund 300 Modelle.

Trotz der guten Qualität schwebte über dem Unternehmen von Anfang an kein guter Stern. Obwohl das Unternehmen nur 50 Jahre bestand, wurde es dreimal zahlungsunfähig, versteigert oder stillgelegt, bis dann der Kurfürst von Mainz 1796 die endgültige Stilllegung verfügte und die Gebäude, den «Zehnthof», versteigerte. Da-

nach hat es mehrere Wiederbelebungsversuche gegeben, die aber alle wieder eingestellt werden mussten.

Jetzt hat nach 220 Jahren das 380jährige älteste Frankfurter Privathaus «Koch, Lauteren und Co.» zusammen mit einer Gruppe von Liebhabern und Mäzenen eine neuerliche Wiederbelebung unternommen. Die alten Originalformen sind verschollen. Das jetzige neue Unternehmen konnte einige Formen späterer Wiedererneuungsversuche — also nicht die Originalformen — erwerben und mit Hilfe eines erfahrenen Spezialisten, des technischen und künstlerischen Leiters, Dipl.-Ing. Erich Rozewicz, Nachformungen der alten Höchster Stücke herstellen. Vor allem ist bei den ersten jetzt hergestellten Produkten die Zartheit der Pastellfarben gelungen, die ja für Höchster Porzellan eigentümlich ist. So wurden die Melchiorfiguren «Flötenspieler», «Trompeter», «Paukenschläger», «Knabe mit Wäschekorb» und andere wieder ausgeformt, bei denen eine Gegenüberstellung möglich ist, weil die Originale im Besitz des Frankfurter Historischen Museums sind, das von der neuen Manufaktur in allen künstlerischen Fragen zu Rate gezogen wurde.

Man will sich aber nicht mit der Nachbildung alter Formen begnügen, sondern will die Tradition fortführen und neuartige Formen entwickeln. Erich Rozewicz hat eine neue Dekorationstechnik entwickelt — Keramikfarben auf gebranntem Gold — die es ermöglicht, neue künstlerische Effekte auf Porzellan zu erreichen. «Aurumcolor» hat er dieses neue Verfahren genannt.

(Nach Weltkunst XXXVI, Nr. 23, S. 1205)

Zum Tode von Mario Mascarin

Am 19. Juni 1966 ist in Muttenz bei Basel der bekannte Keramiker Mario Mascarin gestorben. Was Mario Mascarin für die Schweizer Keramik unserer Generation bedeutete, geht auf schöne Weise aus zwei Nachrufen hervor, die in der von der Arbeitsgemeinschaft schweizerischer Keramiker herausgegebenen Fachzeitschrift «Schweizer Keramik» erschienen. Die hier wiedergegebene Würdigung Mario Mascarins stammt aus der Feder von Edouard Chapallaz, die biographischen Notizen sind dem Artikel «Erinnerungen an Mario Mascarin» von Benno Geiger entnommen:

Très attaché au passé, aux traditions céramiques, Mario Mascarin entendait faire partie d'une société industrielle en pleine évolution, prendre part à son développement par des créations utiles, esthétiquement valables parce que fonctionnelles. La céramique contemporaine étant pour lui la suite logique de faits historiques, il estimait son devoir d'être partie intégrante de cette société. Sa position l'obligeait à une stricte discipline professionnelle. Cette rigueur se re-

trouve dans ses formes et ses matières. Contraint de travailler avec des moyens limités, il a su égaler les plus belles céramiques d'Extrême Orient, pourtant élaborées à des températures bien supérieures. Pas de facilité, pas de «laisser faire le feu», mais une attention constante, servie par beaucoup de fantaisie et d'invention, qui l'amena à aborder toutes techniques céramiques. Les pièces de sa production du «Weidberg», merveilleuses réductions et métallisations de métaux précieux, inspirées par les céramiques orientales et mauresques sont peu connues. Elles sont restées une création exceptionnelle de la céramique de notre pays.

L'intensité des couleurs développées par son «Vietri» lui permit, ainsi qu'à ses compagnons d'alors, de réaliser la décoration de grandes surfaces, «intégrées», bien avant la mode de cette expression. Honnêteté de l'homme qui désigne l'émail traditionnel retrouvé par le nom de son origine. (Qui de nous connaissait alors Vietri sul Mare et sa production de poteries décorées?) C'est la période des décors méridionaux, emplis d'humour, chauds, souriants, colorés, qui tout au long de la guerre furent peut-être issus d'une grande nostalgie du sud et de son pays.

La découverte de la cuisson en feu nu, parmi les grès industriels de grande dimensions, prépara cette production de grès salés ou non, engobés, unis ou décorés qui n'ont pas trouvé l'accueil espéré. (On n'avait pas redécouvert les potiers de grès.) Il ne se contenta jamais des matières rustiques, si faciles à obtenir avec ce genre de cuisson, mais s'acharna à recréer les glaçures les plus nobles: sang de bœuf, céladons, bruns de fer, etc.

Contraint de revenir à l'électricité, il y adapta ses émaux et sa technique de cuisson. S'il soupirait envieusement devant les beaux grès scandinaves et rêvait de très hautes températures, jamais le manque de moyens techniques ne fut, pour Mario Mascarin, une excuse ou un alibi. Cette attitude devant les difficultés, peut être aussi l'incompréhension du public, le poussaient à exiger des autres autant que de lui-même.

Tant par ses recherches que par sa position esthétique, il a, amicalement, montré la voie à suivre à beaucoup d'entre nous.

Nous lui en sommes reconnaissants.

E. Chapallaz

*

Mario Mascarin, aus einer venezianischen Familie stammend, wurde 1901 geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg emigrierte er nach dem Norden, wo er als Journalist tätig war. Dort wurde wohl auch die in ihm latent schlummernde Liebe zur Keramik geweckt. Durch den wachsenden

Faschismus in seiner journalistischen Tätigkeit behindert, wählte er die Töpferei zu seinem neuen Beruf, den er bis zu seinem Tode mit äusserster Hingabe ausübte. Zuerst in einigen schweizerischen Betrieben arbeitend, machte er sich später selbständig und errichtete sich in Muttenz Heim und Werkstatt.

Seinen reichen Anlagen gemäss war sein Arbeitsfeld vielseitig und reichte vom einfachen Gefäss bis zur farbenprächtigen Wanddekoration. Die damals noch schwierig zu handhabenden leuchtenden Alkaliglasuren lieferten ihm eine reiche Farbpalette. Während sich nun aber, infolge der Grenzschiessungen im Krieg, die meisten Schweizer Keramiker dem Heimatstil zuwandten, wandelte sich Mascarin allmählich vom Italiener zum Europäer; seine Arbeiten wurden einfacher in der Form, die Glasuren differenzierter, die Schlacken des Gefühlmässigen fielen ab, und die Erkenntnis, dass dauernde Werte auf bestimmten Regeln, wie etwa dem Goldenen Schnitt, beruhen, brach langsam durch.

Nach dem Krieg, als unser Land überflutet wurde von finnischen, schwedischen, japanischen oder Picassoschen Einflüssen, blieb Mascarin seiner puristischen Linie treu; seine Formen wurden immer reiner, seine Farben und Glasuren immer präziöser und geheimnisvoller. Museen und Sammler begannen, seine Stücke zu erwerben. Trotzdem hatte es Mascarin in einem Lande, in dem die Keramik wie in keinem andern als Art mineur gewertet wird, nicht leicht, sich durchzusetzen und zu erhalten. Um so bewundernswerter seine Entschlossenheit, das zu tun, was er als gut und richtig erkannt hatte. Dieser zähe Durchhaltewille wurde endlich durch hohe Anerkennung, wenn auch mehr ideell als materiell, belohnt. Persönliche und kollektive Ausstellungen machten seine Arbeiten im In- und Ausland bekannt. Ueberall anerkannte man seine führende Stellung in der Céramique pure, lobte man die klassische Klarheit seiner Formen, bewunderte man die Poesie der Farben und Glasuren. Die Jugend suchte bei ihm Rat und Anregung, die Alten anerkannten neidlos seine Souveränität.

Nun hat er sein Arbeitsgewand ausgezogen, hat seine liebe Familie und die grosse Schar seiner Freunde verlassen, um in das Land zu gehn, «von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt».

Für die Arbeitsgemeinschaft schweizerischer Keramiker, in der so verschiedene Tendenzen, Temperamente und Altersstufen auf- und gegeneinander wirken, ist das Hinscheiden Mario Mascarins ein besonders grosser Verlust. Denn Männer von seiner hohen Intelligenz, seiner Noblesse, seinem Gespür für Qualität und seinem Gerechtigkeitsinn sind äusserst selten.

Benno Geiger, Bern